

# JÜDISCHE ALLGEMEINE

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK, KULTUR, RELIGION UND JÜDISCHES LEBEN

19. April 2018

## »Wuswus« und »Blondinit«

**GESELLSCHAFT** Seit 70 Jahren leben Aschkenasim und Misrachim gemeinsam in Israel. Eine historische und persönliche Betrachtung des ARD-Journalisten Richard C. Schneider

Der Zionismus ist ein durch und durch »aschkenasisches« Projekt. Die russischen Vordenker, Theodor Herzl mit seinem ungarisch-österreichischen Background und viele andere, die ihm folgten, bis hin zu David Ben Gurion oder Chaim Weizmann, sie alle waren Aschkenasim und hatten die Gründung eines jüdischen Staates zum Ziel, um sich vom Antisemitismus der Russen und jenes Teils Europas zu befreien, in dem damals überwiegend Aschkenasim lebten, so auch in Frankreich.

Aschkenasim bauten also Israel auf. Sozialistische Aschkenasim. Ihre Partei herrschte bis 1977 unangefochten. Sie herrschte im prästaatlichen Jischuw, und sie stellte nach 1948 insgesamt 29 Jahre lang den Premier des Landes. Mit dem Sieg des rechten Menachem Begin, eines polnischen Juden und Aschkenasi, änderte sich das Schlagartig.

**EUROPÄISCH** Bereits vor der Staatsgründung lebten Juden in Palästina. Das waren vor allem jene, die viele Generationen im Land geblieben waren, die Eretz Israel nie verlassen hatten. Sie waren natürlich »Misrachim«, Palästina war ja Levante, also »Osten«, dementsprechend auch der Ritus, nach dem in ihren Synagogen gebetet wird. Doch die Mehrheit der Einwanderer waren Aschkenasim oder, wie sie auch genannt werden, »Weiß«. Denn sie hatten hellere Haut als die meisten Misrachim, blaue Augen und sahen überhaupt nicht nahöstlich aus.

Viele von ihnen hatten eine exzellente säkulare Ausbildung. Sie hatten studiert, kannten die europäische Literatur, die klassische Musik, sprachen mehrere damals international wichtige Sprachen wie Deutsch, Russisch, Französisch, Englisch, sie konnten Jiddisch, zumindest jene, die aus Osteuropa stammten, kurz: Sie waren Europäer durch und durch. Und Europa war Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts noch immer das kulturelle Zentrum der Welt. Und: Viele von ihnen waren typisch europäische Rassisten. Auch dieses kulturelle Erbe hatten sie mit in den Nahen Osten gebracht.

### Gleich nach der Ankunft wurden die Misrachim mit DDT besprüht – aus Angst vor Ungeziefer.

Selbst Opfer des rassistischen, antisemitischen Europa, waren sie schnell dabei, alles als »primitiv« abzutun, was nicht europäisch war. Das wurde damals allerdings nicht als »Rassismus« verstanden, sondern als »ganz normale« Überlegenheit Europas gegenüber allen anderen. Damit standen sie in bester Tradition der Alten Welt. Auf Araber wurde herabgesehen und auf jene Juden, die aus den orientalischen Ländern einwanderten: aus dem Irak, aus dem Jemen, aus Marokko und anderen Ländern. Auch sie galten als »Araber«, sie waren »Wilde«.

Ben Gurion und seine Führungsmannschaft behandelten diese Neuankömmlinge wahrlich nicht besonders zukommend. Es stimmt schon, viele von ihnen hatten tatsächlich keine besonders gute Ausbildung, konnten oftmals außer Arabisch oder Aramäisch keine andere Sprache, hatten kein technisches oder wissenschaftliches Know-how jener Zeit. Man hatte sie ins Land geholt, weil man sie brauchte, weil der Holocaust das aschkenasische Judentum dermaßen dezimiert hatte, dass nicht genug »Europäer« nach Israel kommen konnten. Und weil Israel schließlich Heimat für alle Juden sein sollte. Orientalische Juden mussten nach der Staatsgründung Israels oftmals fliehen, weil sie aus ihren arabischen Heimatstaaten vertrieben wurden, viele wollten nicht unbedingt nach Zion, doch weil sie gläubig waren, hatten sie immer auf eine Rückkehr gehofft.

Die kam nun. Allerdings anders, als sie sich das erträumt hatten. Denn als sie ankamen, wurden viele abgeschoben in die Peripherie des Landes. Ben Gurion nutzte



Interessante Mischung: Im Gegensatz zu früher sind Ehen zwischen Aschkenasim und Misrachim in Israel keine Ausnahme mehr.

viele Misrachim als Mittel, um die Randgebiete des damals noch winzigen Israel zu besiedeln. Man brauchte und wollte sie nicht in den großen Städten – natürlich gab es Ausnahmen, aber so in etwa dachte die aschkenasische Führung und ging entsprechend vor. Gleich bei der Ankunft erlebten die Misrachim ihre erste Demütigung. Sie wurden mit DDT besprüht, weil man Angst hatte, sie könnten allerlei Ungeziefer in das ach so europäische Israel einschleppen.

Viele Misrachim kamen in »Ma'abarot«, in Auffanglager, teilweise in den Städten, wie etwa in Jerusalem, wo sie aber als »Schwarze« hängen blieben und nur mühsam den Weg herausfanden, meistens in ärmere Stadtteile, die dann »typisch misrachisch« wurden. Das soziale Gefälle zwischen Misrachim und Aschkenasim war deutlich sichtbar und spürbar. Ausnahmen bestätigten natürlich immer wieder die Regel. (...)

**LIEBE** Wie sieht es nun heute aus mit dieser Trennungslinie zwischen Sefardim und Aschkenasim? Ist sie immer noch so scharf, so krass, wie oben beschrieben? Ja und nein. Natürlich, das Problem beginnt allmählich zu verblassen, dafür sorgen die vielen Eheschließungen zwischen europäischen und orientalischen Israelis. Spätestens bei deren Kindern ist das Thema passé. Ich habe Freunde mit den interessantesten »Mischungen«: eine Politologin, deren Vater aus Rumänien stammt und die Mutter aus dem Irak, eine Start-up-Gründerin mit einer tunesischen Mutter und einem französisch-aschkenasischen Vater, ein Kameramann mit einem marokkanischen Vater und einer deutschen Mutter, ein Bauunternehmer mit einer britischen Mutter und einem jemenitischen Vater.

Diese Verbindungen werden zunehmend selbstverständlich, und wenn man

junge Israelis fragt, so verstehen sie kaum noch die Problematik, allerdings gibt es auch hier wieder Ausnahmen: Lange lebte eine gute Bekannte namens Tal, die aus einer marokkanisch-libyschen Familie stammte, mit einem Mann zusammen, dessen Eltern beide aus Deutschland kamen, ein echter Jecke also. Die Familie des Mannes, er hieß Raviv, war eine typische assimilierte Familie aus Berlin, man war sozusagen erst durch Hitler wieder »jüdisch« geworden. Man floh nach Palästina und lebte dort das typische bildungsbürgerliche europäische Leben weiter, wenn gleich anfänglich unter wesentlich schwierigeren Voraussetzungen.

Die Familie der Lebensgefährtin des bereits in Israel geborenen Jecke hatte die »typischen« sozialen Umstände: arm, viele Kinder, sehr traditionell, ohne große Bildung. Aber Tal war wunderschön, ausnehmend schön, hatte studiert und war – schon rein äußerlich – für den jekischen Israeli eine wunderbare »Trophäe«. Ihr Lebensgefährtin liebte sie, aber er verachtete die Lebensweise ihrer Familie. Als typischer säkularer Tel Aviver machte er sich über all den abergläubischen Schnickschnack in ihrer Familie lustig. Wenn sie zum Schabbat-Essen bei ihr daheim eingeladen waren, machte er Witze und nahm die religiösen Zeremonien nicht ernst. Mal abgesehen davon, dass dies nicht von besonders guter Erziehung zeugt, so ist ein solches Verhalten durchaus typisch für die Arroganz der säkularen Tel Aviver.

Anstatt ihren Freund in die Schranken zu weisen, wurde auch die Frau zunehmend säkular und machte sich irgendwann ebenfalls nur noch lustig über den einfachen Glauben ihrer Eltern und ihrer misrachischen Freunde. Sie wurde, wie konnte es anders sein, »päpstlicher als der Papst«, begann ihre eigene Identität zu verleugnen und wurde zunehmend »asch-

kenasisch« und Tel-Avivisch, obwohl sie aus Petach Tikva stammte. Nach fünf Jahren war die Beziehung vorbei, die beiden trennten sich. Im Guten, immerhin. Wir kannten uns seit Jahren, und eines Tages fragte sie mich, ob ich sie schnell zu einem Termin fahren könnte, weil ihr Auto kaputt sei. Ich holte sie ab, und während wir fuhr, fiel mir plötzlich ein, dass in wenigen Tagen Pessach war und ich unbedingt noch Mazza Schmura kaufen musste, die man an Pessach sieben Tage lang isst.

### Das Essen aus Persien oder Marokko passt viel besser zu Israels Klima als das der Aschkenasim.

Sie starrte mich an und fragte ungläubig: »Du isst Mazzot an Pessach?« Ich bejahte, und sie begann schallend, fast hysterisch zu lachen. Was denn dieser Schwachsinn solle, kein gesäuertes Brot zu essen, ich sei doch nicht religiös, ob ich noch alle Tassen im Schrank habe. Und außerdem sei ich doch Aschkenasi, was das denn solle? Ich schaute sie überrascht an und erklärte ihr, dass dies in meiner Familie Tradition sei und ich diese Tradition gerne aufrechterhalte, es brächte mich nicht um, eine Woche kein normales Brot zu essen, ich fände das als Ritual einfach schön.

Wieder reagierte sie heftig, bezichtigte mich eines mittelalterlichen Aberglaubens, der so gar nicht meinem Lebensstil und meinem Bildungsgrad entspräche. »Das ist dein Problem«, sagte ich ihr, »ich kann beides gut miteinander vereinbaren, ich fühle mich damit wohl und ich mag diese Tradition.« Ich verunsicherte sie. Sie habe noch nie einen Aschkenasi wie mich

erlebt. Ob man denn in meiner Familie auch Kiddusch mache und den Schabbat halte. Ja, sagte ich, natürlich. Und wenn ich bei meiner Familie bin, dann respektiere ich das auch und verhalte mich dementsprechend, auch wenn ich selbst meinen Glauben nicht mehr praktiziere. Sie wurde still. Irgendwann aber schaute sie mich an und sagte: »Ich glaube, ich habe mit Raviv meine gesamte misrachische Identität verleugnet.« (...)

Tal hatte danach ein allmähliches »Coming back« zu ihren Wurzeln. Sie begann damit, ihre Familie am Schabbat und an den Feiertagen wieder zu besuchen, freute sich an den Ritualen. Natürlich blieb sie weiterhin säkular, aber sie unterdrückte ihr Erbe nicht mehr, das einen wichtigen Teil ihrer Person ausmachte. Vielleicht ist die Geschichte dieser Bekannten ein krasses Beispiel für das Lebensgefühl vieler Misrachim in Israel, die in der einen oder anderen Weise einen Minderwertigkeitskomplex gegenüber den europäischen Juden zumindest unbewusst noch haben. Doch für mich spiegelt diese Story das Lebensgefühl dieser Bevölkerungsgruppe ziemlich eindrucksvoll wider. (...)

Inzwischen gewinnen die Misrachim den Wettlauf mit den aschkenasischen Israelis auf ganz eigene Weise. Israel heute ist einerseits unglaublich amerikanisiert, gleichzeitig wird das Land fast zwangsläufig immer orientalischer. Lange als europäische Bastion in der Levante angesehen, kommt der jüdische Staat doch allmählich im Nahen Osten an, der arabische Einfluss nimmt zu, »typisch israelische Speisen« wie Hummus, Falafel, Tehina, Schawarma sind natürlich in Wirklichkeit arabisch. Die Gewürze, die man auf dem Markt bekommt, sind orientalisches und werden in der Küche der misrachischen Familien seit jeher verwendet. Die Köstlichkeiten aus Marokko und dem Irak, aus dem Jemen und Persien passen viel besser zum Klima Israels als das »graue Essen« der Aschkenasim aus Osteuropa, wie die Misrachim verächtlich Gefilte Fisch und andere Spezialitäten der armen ostjüdischen Küche nennen. Und als Aschkenasi muss man neidlos anerkennen, dass deren Küche eindeutig besser ist als die eigene. Selbst die orientalische Musik und Harmonielehre hat längst Eingang gefunden in die moderne israelische Pop- und Jazzmusik, von den Rhythmen gar nicht zu sprechen.

»MANTAFahrer« Und dennoch: Vorurteile sind tief verwurzelt und kommen immer wieder hoch. Aschkenasim unter sich haben kein Problem, von den »Schwarzen« zu reden, von den »Franks«, den »Arssim« und »Frechot«, abfällige Begriffe für orientalische Prolls, die dem Klischee des deutschen »Mantafahrers« entsprechen. Die bösesten Witze werden über orientalische Frauen gemacht, die ihre pechschwarzen Haare blond färben. Man nennt diese Frauen auf Hebräisch »Schchordinit«, eine Wortzusammensetzung aus »Schachor«, schwarz, und »Blondinit«, Blondine. Oder, noch böser: eine »Blondine mit schwarzer Vergangenheit«. Und die neu eingewanderten Franzosen, deren ungehobelter, lautes und überhebliches Benehmen selbst den lauten Israelis auf die Nerven geht, heißen im Volksmund »Zarfokaim«, eine Wortbildung aus dem Wort »Zarfat« für Frankreich und »Marokkaim«, für Marokkaner. Und keiner dieser Begriffe ist verniedlichend oder lieb gemeint. Es sind aschkenasische Erfindungen, denen die Misrachim nur mit einem schwachen Terminus wie »Wuswus« für Aschkenasim begegnen, vom Jiddischen »Wus« für »Was?«.

Die Vorurteile auf beiden Seiten sind also da und blitzen vor allem bei Streitereien plötzlich massiv und aggressiv auf. Aber halt, habe ich nicht vorhin geschrieben, dass es bei jüngeren Israelis kaum noch eine Rolle spielt und immer mehr Ehen zwischen Misrachim und Aschkenasim geschlossen werden? Ja, habe ich. Halten Sie das für einen Widerspruch, ja? Willkommen in Israel, dem Land der Paradoxa!

Der Text ist ein Auszug aus Richard C. Schneiders neuem Buch »Alltag im Ausnahmezustand. Mein Blick auf Israel«. DVA, München 2018, 304 S., 20 €